

Kulturelle Figurationen: Artefakte, Praktiken, Fiktionen

Elisabeth Reitinger

Ulrike Vedder

Pepetual Mforbe Chiangong *Hrsg.*



Alter und Geschlecht

Soziale Verhältnisse und
kulturelle Repräsentationen



Springer VS

Kulturelle Figurationen: Artefakte, Praktiken, Fiktionen

Reihe herausgegeben von

J. Ahrens, Gießen, Deutschland

J. Bonz, Hildesheim, Deutschland

M. Hamm, Graz, Österreich

U. Vedder, Berlin, Deutschland

Kultur gilt – neben Kategorien wie Gesellschaft, Politik, Ökonomie – als eine grundlegende Ressource sozialer Semantiken, Praktiken und Lebenswelten. Die Kulturanalyse ist herausgefordert, kulturelle Figurationen als ebenso flüchtige wie hegemoniale, dynamische wie heterogene, globale wie lokale und heterotope Phänomene zu untersuchen. Kulturelle Figurationen sind Produkt menschlichen Zusammenlebens und bilden zugleich die sinnstiftende Folie, vor der Vergesellschaftung und Institutionenbildung stattfinden. In Gestalt von Artefakten, Praktiken und Fiktionen sind sie uneinheitlich, widersprüchlich im Wortsinn und können doch selbst zum sozialen Akteur werden. Die Reihe „Kulturelle Figurationen: Artefakte, Praktiken, Fiktionen“ untersucht kulturelle Phänomene in den Bedingungen ihrer Produktion und Genese aus einer interdisziplinären Perspektive und folgt dabei der Verflechtung von Sinnzusammenhängen und Praxisformen. Kulturelle Figurationen werden nicht isoliert betrachtet, sondern in ihren gesellschaftlichen Situationen, ihren produktionsästhetischen und politischen Implikationen analysiert. Die Reihe publiziert Monographien, Sammelbände, Überblickswerke sowie Übersetzungen internationaler Studien.

Weitere Bände in der Reihe <http://www.springer.com/series/11198>

Elisabeth Reitinger · Ulrike Vedder
Pepetual Mforbe Chiangong
(Hrsg.)

Alter und Geschlecht

Soziale Verhältnisse und
kulturelle Repräsentationen

 Springer VS

Herausgeber

Elisabeth Reitingner
Institut für Palliative Care &
Organisationsethik, Alpen-Adria
Universität Klagenfurt
Wien, Österreich

Pepetual Mforbe Chiangong
Institut für Asien- und Afrikawissenschaften
Humboldt-Universität zu Berlin
Berlin, Deutschland

Ulrike Vedder
Institut für Deutsche Literatur
Humboldt-Universität zu Berlin
Berlin, Deutschland

Kulturelle Figurationen: Artefakte, Praktiken, Fiktionen

ISBN 978-3-658-20871-4 ISBN 978-3-658-20872-1 (eBook)

<https://doi.org/10.1007/978-3-658-20872-1>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2018

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft
Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist Teil von Springer Nature
Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany



Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
Alter und Geschlecht aus sozialwissenschaftlicher und kulturwissenschaftlicher Perspektive <i>Elisabeth Reitinger, Ulrike Vedder, Peptual Mforbe Chiangong</i>	
TEIL I Soziale Konstruktionen des Alters: Marginalisieren und Integrieren	
Alltag im Pflegeheim: Gender adé?	7
<i>Josefine Heusinger</i>	
Alle aktivattraktiv und keiner arm	25
Alter, Armut und Gender in der Gegenwartskultur <i>Elke Brüns</i>	
Mobile Betreuung und Pflege zu Hause bis ans Lebensende	41
Sind Hospizkultur und Palliative Care in der Betreuung zu Hause unter den derzeitigen strukturellen und finanziellen Bedingungen lebbar? <i>Sigrid Beyer und Maria Eibel</i>	
Männer im Alter	53
Aktuelle Perspektiven sozialwissenschaftlicher Forschung <i>Erich Lehner</i>	

Lebenslagen und Geschlechterordnungen im Alter	79
Soziale Beziehungen und Einsamkeitsrisiko aus sozialwissenschaftlicher Perspektive <i>Elisabeth Reitinger und Bärbel Traunsteiner</i>	
TEIL II Menschen mit Demenz: Soziale und kulturelle Perspektiven	
„Keiner weiß, was ich durchgemacht habe in der Zeit!“	97
Erfahrungen von Angehörigen demenziell erkrankter Migranten*innen türkischer Herkunft <i>Gudrun Piechotta-Henze</i>	
Das Projekt „Demenzfreundliche Apotheke“ als Ort der Reflexion von Gender und Care	111
Intersektionale Aspekte und Empfehlungen im Kontext der Gesundheitsförderung <i>Petra Plunger, Verena C. Tatzler, Katharina Heimerl</i>	
Theaterarbeit mit Menschen mit Demenz aus nicht nur künstlerischer Sicht	127
In Conversation with Barbara Wachendorff <i>Interviewed by Pepetual Mforbe Chiangong</i>	
TEIL III Altersbilder: Konstruktion und Erfahrung	
A Critical Analysis of the Role of Aberewa (Old Woman) in Bill Marshall’s Ghanaian Play <i>Asana</i> (2013)	143
<i>Pepetual Mforbe Chiangong</i>	
Aging in Precarious Times	163
Exploring the Role of Precariousness in Shaping Views on Ageing and Preparations for a Positive Old Age in Women and Men <i>Irina Catrinel Crăciun</i>	

Vom Altern des Sozialismus	177
Zur Inszenierung weiblichen Alterns im Stück <i>Land der ersten Dinge/</i> <i>Bludicky! Fen Fires</i> von Nino Haratischwili (Deutsches Theater Berlin 2014/15) <i>Birgit Dahlke</i>	
Literarische Altersbilder und ihre Geschlechterordnung	187
Eine Gegenwartsanalyse <i>Ulrike Vedder</i>	
Die Autorinnen und Autoren	203



Einleitung

Alter und Geschlecht aus sozialwissenschaftlicher und kulturwissenschaftlicher Perspektive

Elisabeth Reitinger, Ulrike Vedder, Pepetual Mforbe Chiangong

Phänomene des Alters und der Hochaltrigkeit gewinnen im ‚alten Europa‘, aber auch im globalen Maßstab, gegenwärtig stark an Bedeutung – insbesondere durch die vieldiskutierte demographische Entwicklung der westlichen Gesellschaften, in denen ‚die Alten‘ durch Langlebigkeit immer zahlreicher und ‚die Jungen‘ durch den Geburtenrückgang immer weniger werden. Im öffentlichen Diskurs über das Alter sind Begriffsprägungen wie ‚Überalterung‘ oder ‚Unterjüngung‘ ebenso präsent wie Altersbilder entweder von tatkräftig handelnden *best agers* oder von pflegebedürftigen Hochaltrigen. Oft genug stellen sie unhinterfragte, häufig auch strategisch eingesetzte Vorstellungen dar. Gleichzeitig sind mit dem Alter und dem hohen Alter auch Bilder von Weisheit und Wachstum verbunden. In dieser Bildlichkeit geben die Schätze, die sich im Laufe eines Lebens anhäufen, vor allem Hinweise auf geistige Kräfte und weisen spirituelle Dimensionen auf.

Solche Bilder und Konzepte sowie die mit ihnen zusammenhängenden sozialen, politischen und kulturellen Praktiken sind nicht nur historisch variabel, sondern auch mit Geschlechtercodierungen verknüpft: Geht es um Pflegesituationen oder Körperbilder, um Vorstellungen von Altersweisheit oder vom ‚guten Sterben‘, um mehrgenerationelle Beziehungen oder um dementiellen Identitätsverlust – stets ist Gender eine bestimmende Kategorie, wie offensiv oder unbewusst auch immer. Gender, aber auch andere soziale Kategorien wie Milieu, ethnische Zugehörigkeit oder sexuelle Orientierung interagieren mit den aktuell zu beobachtenden gesell-

schaftlichen Veränderungen, die den Umgang mit hohem Alter ebenso betreffen wie das Leben mit Menschen mit Demenz, aber auch Erfahrungen von Lebensende, Sterben, Tod und Trauer.

Solche vielschichtigen, folgenreichen Verknüpfungen zwischen Alter und Geschlecht betreffen sowohl soziale Verhältnisse wie auch kulturelle Repräsentationen – die hinsichtlich ihrer Konzepte wie auch ihrer jeweiligen Praktiken wechselseitig verbunden sind. So ist es nicht nur der vermeintlich natürlich induzierte Alterungsvorgang, dessen soziale und kulturelle Bedingtheit in historischer Perspektive vielfach in Sozial- und Kulturgeschichten des Alters aufgearbeitet worden ist. Darüber hinaus sind beispielsweise gendermedizinische und pflegewissenschaftliche Praktiken und Projekte ebenso abhängig von kulturellen Prägungen wie andersherum geistes- und kulturwissenschaftliches Nachdenken etwa über Lebensalter und Generationalität auch auf soziale Analysen angewiesen ist. Besonders deutlich ist dies sicherlich am Phänomen der Demenz im Alter erkennbar, das eine Vielzahl medizinischer, sozialer, kultureller, rechtlicher, ethischer und gesundheitspolitischer Herausforderungen mit sich trägt.

Der vorliegende Band rückt also zwei einander überkreuzende Verknüpfungen in den Mittelpunkt, wenn er Relationen zwischen Alter und Gender in sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive auslotet. Die hier versammelten intersektionalen Betrachtungsweisen und Analysen möchten miteinander in einen Dialog treten, der in wissenschaftlicher wie in gesellschaftlicher Hinsicht notwendig ist. Damit setzt der Band eine interdisziplinäre Verständigung fort, die ein Kolloquium im Jahr 2015 am Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität zu Berlin initiiert hat. Vielen Dank an Gabi Jähnert für die gemeinsame Organisation dieser Veranstaltung!

Der inhaltliche Aufbau folgt mit seinen drei Themenschwerpunkten zentralen Spannungsfeldern der gegenwärtigen Debatten über Alter und Gender. Wichtig ist uns dabei, dass jedes dieser drei Kapitel seine inhaltlichen Konturen durch die jeweilige Konstellation kulturwissenschaftlicher und sozialwissenschaftlicher Zugänge gewinnt. Denn der Fokus des Buches – und sein Interventionspotential – liegt auf interdisziplinären Gegenwartsdiagnosen der Verhältnisbestimmungen und Repräsentationen von Alter und Geschlecht.

Das erste Kapitel versammelt unter dem aussagekräftigen Gegensatz von „**Marginalisieren und Integrieren**“ eine Reihe von Beiträgen, in denen die sozialen Konstruktionen des Alters und deren Folgen sowohl für Alltagserfahrungen als auch für gesellschaftliche Verständigung in den Blick genommen und durch die Kategorie Gender hindurch kritisch reflektiert werden. **Josefine Heusinger** baut ihren Beitrag über den Alltag im Pflegeheim und die Frage, inwieweit Gender hier eine Rolle spielt, auf einer sozialwissenschaftlich-empirischen Untersuchung auf. Sie fokussiert dabei auf das Alltagsleben im Heim und differenziert anschaulich

zwischen den Wünschen und Bedürfnissen, die von allen Bewohnern und Bewohnerinnen geteilt werden, und geschlechtsspezifischen Aspekten. **Elke Brüns** nimmt demgegenüber in ihren Überlegungen zur Gegenwartskultur den hochrelevanten, aber immer noch zu wenig reflektierten Zusammenhang von Alter, Geschlecht und Armut näher in den Blick. Anhand von Text- und Filmbeispielen verdeutlicht sie die Brisanz dieses Themas und setzt dessen sozialstatistische und symbolische Dimensionen in Beziehung. **Sigrid Beyer** und **Maria Eibel** gehen der Frage nach, wie Menschen am Lebensende gut betreut und begleitet bis zuletzt zu Hause bleiben können, und welcher pflegerischer und medizinischer Unterstützung dies bedarf. Welche Bedeutung hier der hohe Anteil von Frauen in der Hauskrankenpflege hat, welche möglichen Konsequenzen dies für konkrete Betreuungssituationen hat, und inwiefern die Integration von Palliative Care hilfreich sein kann, wird kritisch untersucht. **Erich Lehner** fokussiert in seinem Beitrag auf die Lebenslagen von weißen heterosexuellen Männern im hohen Alter aus sozialwissenschaftlicher Sicht. Aus der Perspektive der kritischen Männerforschung untersucht er insbesondere Fragen rund um Ruhestand und Pensionierung: die ökonomische Situation, gesundheitliche Aspekte und soziale Teilhabe sowie Männer in der Angehörigenpflege. Abschließend widmen sich **Elisabeth Reitinger** und **Bärbel Traunsteiner** der Analyse von Lebenslagen und Geschlechterordnungen im Alter anhand von drei ausgewählten empirischen Forschungsarbeiten (1) zur Rolle von Gender im Pflegeheim, (2) zu geschlechtersensibler Kommunikation mit Menschen mit Demenz und (3) zu gleichgeschlechtlich l(i)ebenden Frauen im Alter. Dabei fokussieren sie hauptsächlich auf Fragen nach sozialen Beziehungen und Einsamkeit.

Das zweite Kapitel widmet sich der aktuell so zentralen Problematik, wie das gesellschaftliche „**Leben mit Menschen mit Demenz**“ aussieht und aussehen kann. Dabei werden pflegewissenschaftliche, sozialwissenschaftlich qualitativ-partizipative und künstlerische Dimensionen diskutiert, nicht zuletzt auch unter dem Aspekt der Interkulturalität. So untersucht **Gudrun Piechotta-Henze**, welchen Herausforderungen die Angehörigen von Migrantinnen und Migranten türkischer Herkunft zu begegnen haben, wenn diese von Demenz betroffen sind, und inwieweit hier der Kategorie Gender Bedeutung zukommt. In ihren einfühlsamen Darstellungen betont sie, in welchem Maße Erfahrungen eines Lebens mit Demenz eine Infragestellung der bisherigen Lebenskonzepte bedeuten, und wie wichtig es ist, Beratung und Betreuung in türkischer Sprache anbieten zu können. **Petra Plunger**, **Verena Tatzer** und **Katharina Heimerl** stellen in ihrem Beitrag das Projekt „Demenzfreundliche Apotheke“ vor und diskutieren die Bedeutung von Gender und Care in der Apotheke. Der hohe Anteil an Frauen als Beschäftigte in Apotheken und die tendenzielle ‚Unsichtbarkeit‘ des Care-Anteils ihrer Arbeit werden ebenso beleuchtet wie die überwiegende Zuschreibung an Frauen,

die Betreuung bzw. Care-Arbeit für Menschen mit Demenz zu übernehmen, und die daraus folgende Notwendigkeit gesundheitsförderlicher Maßnahmen für diese Personengruppen. Die Regisseurin und Theatermacherin **Barbara Wachendorff** berichtet im Interview mit **Petetual Mforbe Chiangong** anschaulich über ihre künstlerische Arbeit mit Menschen mit Demenz: Im Theaterspielen kommen Kompetenzen der beteiligten Personen zum Vorschein, die verschüttet schienen, und Erinnerungen an frühere Zeiten können in ihrer ganzen emotionalen Tiefe wieder erlebt werden. Als interkultureller Dialog wurde dieser Beitrag in der Sprache, in der das Interview geführt wurde, in Englisch, verfasst.

Im dritten Kapitel schließlich werden „**Altersbilder**“ hinsichtlich ihrer kulturellen Konstruktionen und ihrer konkreten Erfahrungswelten näher beleuchtet. **Petetual Mforbe Chiangong** analysiert in ihrem Beitrag die soziokulturelle Rolle der alten Frau in Ghana anhand des Theaterstücks *Asana* des ghanaischen Gegenwartsauteurs Bill Marshall. Dafür erläutert sie zunächst die soziale Konstruktion von Alter in Ghana, in der weniger das chronologische Alter von Bedeutung ist als die Sichtweise, dass Weisheit, Alter und Traditionsbewusstsein eins sind. In der stereotypenkritischen Analyse der „Aberewa“, der alten Frau, wird deutlich, inwieweit die gegenwärtige Frage des ‚guten hohen Alters‘ an die Formatierung einer Gesellschaft gebunden ist, die sich mit ihrer Versklavungsgeschichte – einschließlich deren Genderdimensionen – auseinanderzusetzen hat. **Irina-Catrinel Crăciun** diskutiert demgegenüber in ihrem Beitrag die Ergebnisse eines qualitativen empirischen Forschungsprojekts, in dem untersucht wurde, welchen Einfluss prekäre Beschäftigungsverhältnisse und Gender auf die Vorstellung vom eigenen Alter(n) haben. Es zeigt sich, dass es die prekären Lebenssituationen sind, die stärker auf die Bilder der persönlichen Zukunft wirken, während in Bezug auf spezifische Ängste gegenüber dem eigenen Altern durchaus geschlechtsrelevante Unterschiede bestehen. **Birgit Dahlke** untersucht anhand des aktuellen Theaterstücks *Land der ersten Dinge* der georgisch-deutschen Autorin Nino Haratischwili die Fülle einander kreuzender Konflikte, die die inszenierte Betreuungssituation zwischen einer alten Frau und ihrer ebenfalls nicht mehr jungen osteuropäischen Altenpflegerin bestimmen: Gender, ökonomische Verhältnisse, Ost-West-Gegensatz – und nicht zuletzt die Gegenwärtigkeit des Vergangenen. **Ulrike Vedder** schließlich zielt in ihrer Analyse einer ganzen Reihe zeitgenössischer literarischer Texte auf den Zusammenhang zwischen *gender* und *ageing trouble*. Dabei widmet sie sich der Demenz als einer zentralen Herausforderung für Kommunikation und Identität, dem Altersheim als heterotopischem Ort und der Todesnähe als potentieller Zone des Nicht-Wissens.

Allen Beteiligten sei herzlich gedankt!
Berlin und Wien, im August 2017

TEIL I

Soziale Konstruktionen des Alters: Marginalisieren und Integrieren



Alltag im Pflegeheim: Gender adé?

Josefine Heusinger

1 Einleitung

Ähnlich wie Gender kann Alter als sozial konstruierte Kategorie gelten, die dazu dient, Bevölkerungsgruppen einzuordnen und ‚Junge‘ von ‚Alten‘ abzugrenzen. Die Kriterien dafür unterliegen Aushandlungsprozessen, die sich mit historischen und gesellschaftlichen Entwicklungen wandeln und von den Individuen in Interaktion mit ihrer Umwelt aufgenommen, reproduziert, modifiziert und in ihr Selbstbild und die Wahrnehmung ihrer Lebenswelt integriert werden (vgl. Amrhein 2013, S. 10, 12). Wann ein Mensch anderen als alt gilt und wie die Individuen sich selbst sehen, ist vielfältig verwoben mit ihrer gesellschaftlichen Stellung und nicht zuletzt ihrer Geschlechterzuordnung (vgl. zusammenfassend Amrhein/Backes 2008). Zugleich ist das Alter vielfach stigmatisiert, der Blick darauf aber auch differenzierter geworden. Neben negativen Stereotypen kommen laufend neue, eher euphorische Zuschreibungen vom aktiven, erfolgreichen, produktiven Alter hinzu. Durch die Betonung des leistungsfähigen Alters verschwimmen die Grenzen zum ‚alterslosen‘ Erwachsenenleben (vgl. Van Dyk 2015, S. 7). Übrig bleibt als unumstrittenes Alter die Hochaltrigkeit, die – vielleicht umso mehr – mit Gebrechlichkeit, geistigem Abbau und zunehmender Abhängigkeit negativ assoziiert wird. Entlang der Dimension Alter lässt sich deshalb eine Ungleichheitslinie ausmachen, obwohl die Ungleichheit in diesem Fall streng genommen auf Gebrechlichkeit, Funktionseinschränkungen, Abhängigkeit abstellt. Die (Selbst-)Zuschreibung als alt, weil gebrechlich, ist zusätzlich vielfältig verschränkt mit weiteren Zuschrei-

bungen und Verhaltenserwartungen, die sich aus dem sozialen Milieu, der regionalen Herkunft, der Geschlechtszuordnung usw. ergeben.

In Abgrenzung vom biologischen Geschlecht liegt dieser Publikation ein Verständnis der Geschlechterrollen von einer mit Gender bezeichneten sozialen Konstruktion zugrunde (Gildemeister und Wetterer 1992), die in entlang sozialer Übereinkünfte strukturierten Interaktionen von Menschen und ihrer Umwelt im Doing Gender (West und Zimmerman 1987) (re-)produziert wird. Von Geburt an ist es nahezu unmöglich, sich dieser dichotomen Konstruktion zu entziehen, die im Laufe des Lebens unter den je konkreten gesellschaftlichen Ungleichheitsbedingungen und biografischen Chancen und Restriktionen ihre Ausprägung erfährt. Die heute hochaltrigen Menschen haben im Laufe ihres Lebens große Veränderungen in den gesellschaftlichen Normen erlebt und selbst mitgestaltet, beispielweise hinsichtlich Kleiderordnungen, Frauenerwerbstätigkeit, Homosexualität usw. Und sie haben den Wandel der Geschlechterstereotype im eigenen Lebenslauf erfahren: Was jeweils einem jungen Mädchen oder Mann, einer bzw. einem Erwachsenen, einer älteren Frau oder einem älteren Mann zusteht, unterscheidet sich heute wie früher teils erheblich. Auch wenn es übergreifende normative Erwartungen gibt, ist die individuelle Bandbreite der Vorstellungen vom angemessenen ‚Frau‘- oder ‚Mann‘-Sein groß. Als meist unreflektierter Teil der eigenen Persönlichkeit prägen diese Vorstellungen das individuelle Denken und Handeln.

Vor diesem Hintergrund wurde in einem Forschungsprojekt untersucht, wie alte Frauen und Männer, die sich zu einem Umzug in ein Pflegeheim entschieden haben bzw. sich dazu gezwungen sahen, den Alltag und die Versorgung dort wahrnehmen. Die Untersuchung wurde im Rahmen der ZQP-Studie *Bedürfnisgerechte Pflege und Genderaspekte* als Teilprojekt *Genderspezifische Bedürfnisse von Pflegeheimbewohner/-innen* durch das Team des Instituts für Gerontologische Forschung e. V. durchgeführt.¹ Das Interesse an dieser Fragestellung entstand daraus, dass verschiedene Studien kritisieren, männerspezifische Bedürfnisse von Bewohnern fänden im Alltag von Pflegeheimen keine oder zu wenig Beachtung (vgl. Backes 2005, Gleibs et al. 2011, Heusinger und Kammerer 2013), ohne allerdings zu spezifizieren, worin diese männlichen Bedürfnisse bestehen könnten. Insofern galt es einen genaueren Blick darauf zu werfen, ob und welche genderspezifischen Unterschiede sich im Erleben des Heimalltags aufspüren lassen, wie sich

1 Die Studie wurde von Oktober 2014 bis März 2015 im Auftrag des Zentrums für Qualität in der Pflege von Josefine Heusinger, Sabine Dummert und Sina Berndt vom Institut für Gerontologische Forschung e. V. mit Unterstützung von Nico Pfeil, Thorsten Stellmacher und Lena Junk durchgeführt. Besonderer Dank gebührt den alten Frauen und Männern, die mit ihrer Offenheit den Grundstein gelegt haben. Der Abschlussbericht (Heusinger, Berndt, Dummert 2015) ist unter www.zqp.nachzulesen.

die Wirkungen der Institution Pflegeheim zeigen und inwiefern andere Ungleichheitsdimensionen sichtbar werden.

2 Alltag und Selbstbestimmung im Setting Pflegeheim

Wenn körperliche Beeinträchtigungen im Alter dazu führen, dass der Alltag ohne Hilfe von anderen nicht mehr bewältigt werden kann, ist dies gleichbedeutend mit einer existenziellen Abhängigkeitserfahrung. Mit dem Verlust der Selbstständigkeit stehen in wichtigen Bereichen Selbstbestimmungsmöglichkeiten auf dem Spiel. Die Kämpfe von Menschen mit Behinderungen haben zwar gezeigt, dass die Unmöglichkeit, etwas allein und *selbstständig* zu tun, keineswegs bedeuten muss, nicht *selbstbestimmt* darüber entscheiden zu können, wer was wie und wann für einen tut (vgl. Zander 2007) – Voraussetzung ist aber ein entsprechend strukturiertes Unterstützungsangebot. Pflegebedarf und Hilfeabhängigkeit können die Selbstbestimmungsmöglichkeiten der Betroffenen bis in intimste Bereiche beschränken. Sich ausgeliefert und abhängig zu fühlen, macht die Durchsetzung selbstbestimmter Wünsche zusätzlich schwierig.

Hinzu kommen die Gegebenheiten von Pflegeheimen, die durch Merkmale einer „totalen Institution“ im Sinne von Goffman (1973) gekennzeichnet sind (vgl. Heinzelmann 2004; Winter 2008; Michell-Auli, Kremer-Preiss, Sowinski 2010). Die Bedürfnisse der BewohnerInnen treten aus dieser Perspektive in Konkurrenz zur (übermächtigen) Eigenlogik der Einrichtung, der Kontext der totalen Institution prägt ihre Handlungsspielräume. Zwar wird das Recht auf Selbstbestimmung im bundesdeutschen Pflegeversicherungsgesetz, in den Leitbildern vieler Einrichtungen und nicht zuletzt der UN-Behindertenrechtskonvention garantiert. Es ist aber davon auszugehen, dass der Alltag von BewohnerInnen in Pflegeeinrichtungen unabhängig von deren Geschlechtszugehörigkeit vielfältigen Restriktionen unterliegt (vgl. Heusinger und Knoch 2008), die aus einer menschenrechtlichen Perspektive teilweise kritisch zu bewerten sind (vgl. DIM 2016).

Beim gendersensiblen Blick auf Pflegeeinrichtungen fällt sofort auf, dass 76 Prozent der HeimbewohnerInnen in der Bundesrepublik weiblich sind (BMG 2011, S.121). Männer haben ein deutlich geringeres Risiko als Frauen, ihren Lebensabend im Pflegeheim zu verbringen, weil sie zum einen eine geringere Lebenserwartung haben und zum anderen viel öfter von ihren (meist jüngeren) Frauen zu Hause gepflegt werden als dass sie umgekehrt ihre pflegebedürftigen Frauen versorgen (BZgA 2015, S. 119–121). Besonders alleinlebenden, hochaltrigen Frauen mit geringen finanziellen Mitteln bieten sich hingegen wenig Alternativen. Da auch die weitaus meisten MitarbeiterInnen in den Pflegeeinrichtungen Frauen

sind, verwundert es nicht, dass vom ‚Pflegeheim als Frauenwelt‘ gesprochen wird (Backes, Amrhein, Wolfinger 2008, S. 52). Andererseits sind Männer in diesen Institutionen vor allem in Führungs- und Leitungspositionen vertreten; Reitinger et al. (2016, S. 700) bezeichnen das Pflegesystem als von hegemonialer Männlichkeit geprägt. Im Folgenden wird untersucht, wie die BewohnerInnen ihren Alltag in solchen Institutionen wahrnehmen.

3 Die Studie

Ziel der Studie war es einerseits, gendersensibel vorzugehen und genderspezifische Unterschiede herauszuarbeiten. Andererseits sollten die Besonderheiten der Alltagsbedingungen in der Institution Pflegeheim Berücksichtigung finden. Dazu wurden zwei Schwerpunkte fokussiert: die Körperpflege und die Alltagsgestaltung², die im Mittelpunkt dieses Beitrags steht. Zur Untersuchung der Alltagsgestaltung fragten wir nach dem Tagesablauf, der Gestaltung der freien Zeit sowie nach der Nutzung und Bewertung der Angebote, die in den Pflegeheimen für die BewohnerInnen gemacht werden. In die Auswertung wurden qualitative, leitfadengestützte Interviews mit zehn männlichen und zehn weiblichen BewohnerInnen einbezogen (vgl. Tab 1), die keine oder nur sehr geringe kognitive Einschränkungen hatten. Damit sind sie in den Pflegeeinrichtungen in der Minderheit. Durchschnittlich gelten rund zwei Drittel der BewohnerInnen von Pflegeeinrichtungen als mindestens mittelschwer kognitiv beeinträchtigt, überwiegend bedingt durch Alzheimer-Demenz (vgl. Schäufele et al. 2008, S. 183).

Die vier Pflegeeinrichtungen, in denen die Untersuchung stattfand, wurden aufgrund ihrer Unterschiedlichkeit in Lage und Trägerschaft ausgewählt. Die jeweiligen institutionellen Gegebenheiten, die konkrete Ausgestaltung der Angebote und die Sicht der MitarbeiterInnen wurden ausschließlich aus den BewohnerInnen-Interviews rekonstruiert und nicht gesondert erfasst.

2 Im vorliegenden Beitrag stehen die Ergebnisse rund um die Alltagsgestaltung im Mittelpunkt. Die zur Körperpflege sind bei Heusinger und Dummett 2016 nachzulesen.

Tabelle 1 Überblick über das Sample

Überblick über die InterviewpartnerInnen						
Alter	m/w	Pflege- stufe	Interview- kürzell	Monate im Heim	Bildungs- abschluss	Zuletzt ausgeübter Beruf
85	w	1	I1a	15	8. Klasse	Verkäuferin
84	w	1	I1b	41	k. A.	Metallarbeiterin
83	w	1	I1c	48	k. A.	Näherin
89	w	1	I1d	41	k. A.	Köchin
74	w	1	I1e	9	k. A.	Krankenschwester
93	w	2	I1f	6	10. Klasse	Kauffrau
87	w	1	I1g	12	8. Klasse	Verkäuferin
81	w	1	I1h	12	8. Klasse	Kauffrau
92	w	1	I1i	12	Handelsschule	Buchhalterin
88	w	1	I1j	24	8. Klasse	Kauffrau
81	m	1	I2k	6	Ohne	Mechaniker
75	m	1	I2l	22	8. Klasse	Schlosser
79	m	1	I2m	18	Hilfsschule	Arbeiter
89	m	1	I2n	41	Abitur	Lehrer
81	m	-	I2o	21	Abitur	Selbstständiger
72	m	1	I2p	1	8. Klasse	Reinigungskraft
85	m	1	I2q	9	8. Klasse	Arbeiter
87	m	2	I2r	11	Abitur	Abteilungsleiter
83	m	2	I2s	24	8. Klasse	Lehrkraft
77	m	1	I2t	29	8. Klasse	Betriebsleiter

Bei der empirischen Analyse der Genderspezifität ergeben sich einige Schwierigkeiten: Einerseits lassen sich die meist unbewussten Vorstellungen nicht einfach erfragen. Andererseits müssen die meist ebenso unbewussten Alltagstheorien der WissenschaftlerInnen über die Unterschiede zwischen den Geschlechtern reflektiert werden. In diesem Sinne galt es im Rahmen der vorliegenden Untersuchung, die fremden und eigenen geschlechtsbezogenen Erwartungen nach Möglichkeit zu explizieren und zu reflektieren, soweit dies im Rahmen der forschungspraktischen Gegebenheiten machbar war. Die Auswertung und Ergebnisdarstellung erfolgte stets in zwei Schritten: Zunächst wurde rekonstruiert, wie die Befragten ihren Alltag und die Pflege erleben, dann wurde die Genderspezifität hinterfragt.

4 Ergebnisse

In vielen Interviews kommen die genderübergreifenden Belastungen durch die Hilfeabhängigkeit und den Anpassungsdruck, der dadurch für die BewohnerInnen eines Pflegeheimes entsteht, stark zum Ausdruck. Eine 93-jährige Bewohnerin, die einige Wochen vor dem Interview stürzte und seitdem bettlägerig ist, beschreibt ihre Abhängigkeit wie folgt: „So hilflos hier liegen, nee. [weint] Bei jedem bisschen jemanden bitten.“ (11f: 158)³ Ein Bewohner vergleicht sich mit einem Baby:

„Na, als Baby wird man gewaschen und geputzt und angezogen, und im Alter wird man das Gleiche wieder. Und das ist mir eigentlich [Pause], also wenn ich das so mal ausdrücken soll: unangenehm. Also ich würde das lieber alles selbstständig machen, aber das funktioniert nicht mehr, und da muss ich das eben in Kauf nehmen, dass man fast wieder wie so ein Baby behandelt wird.“

(12s: 519–523)

Er macht damit deutlich, dass er durch seine Abhängigkeit sein Recht eingeschränkt sieht, als erwachsener Mann behandelt zu werden. Es ist leicht vorstellbar, wie schwer es beiden in diesem Kontext fallen dürfte, die Erfüllung von Wünschen und Bedürfnissen durchzusetzen.

4.1 Beziehungen zu anderen BewohnerInnen und zu den Pflegekräften

Die auffälligsten genderspezifischen Unterschiede ließen sich in der Art aufdecken, wie die InterviewpartnerInnen über ihre sozialen Beziehungen im Heim sprechen. Mit den anderen BewohnerInnen gibt es unterschiedliche Erfahrungen, zumal es nicht so leicht ist, sich aus dem Weg zu gehen. In manchen Einrichtungen entscheidet das Personal sogar über die Tischgemeinschaften beim Essen.

„Ja, ich sitze jetzt mit einer, [...] bin ich ganz ehrlich, die ist mir nicht so sympathisch. [...] Also ja, und die andere Dame ist Frau ‚von‘, die 19 Jahre schon im Heim ist. Und ich meine, ich habe keine andere Wahl jetzt, ich muss // ich bleibe da sitzen.“

(11c: 526–533)

3 Die Zitate stammen aus den Transkripten der Interviews. [...] markiert Auslassungen, // unvollständige Sätze. Die Angaben am Zitatende geben die zitierten Zeilennummern aus dem Transkript an. Eine 1 im Interviewkürzel bedeutet weiblich, eine 2 männlich.

In der Abgrenzung von der „Frau von“ kommen zugleich andere als genderspezifische Differenzen zum Ausdruck: Diese „Dame“ kategorisiert die Bewohnerin nicht nur wegen ihres Adelstitels als anders, zusätzlich ist sie schon seit 19 Jahren in der Einrichtung, woraus sie aus Sicht der zitierten Bewohnerin möglicherweise weitere besondere Rechte ableitet.

Bei den Schilderungen der Mahlzeiten bringen mehrere InterviewpartnerInnen die Schwierigkeiten im Zusammenleben mit BewohnerInnen zur Sprache, die mehr oder wenig schwer an Demenz erkrankt sind. Dies wird oft als sehr belastend wahrgenommen:

„Denn sehen Sie mal, die am Tisch sind, mit manchen kann man sich ein bisschen unterhalten, manche können schlecht sprechen, manche haben das Gedächtnis nicht. [...] Wenn man diese Menschen dann sieht, das ist bitter.“

(Ilg: 224–231)

Andererseits bietet es Gelegenheiten, etwas für andere zu tun, wovon vor allem die Frauen (aber auch ein Mann) mit gewissem Stolz berichten.

„Aber ich muntere sie immer ein bisschen auf, spiel dann mit ihr Rommee [...] und dann freue ich mich: Oh, denke ich, hast du sie doch wieder ein gutes Werk getan.“

(IIi: 76–78)

„Und ich bin, muss sagen // wenn hier welche neben mir sitzen, bei uns am Tisch sitzen denn ja auch verschiedene, die nicht so können, dann versuche ich immer, nehme den Arm, den rechten Arm oder Bein oder, damit die Schwester ein bisschen entlastet ist. Soll man eigentlich nicht, habe mir ja vieles verschluckt, aber das sind so, aber wenn man einen Menschen sieht, der nicht so kann, dann muss man einfach helfen.“

(Ilg: 116–120)

Im ersten Zitat betont die Bewohnerin mit ihrem Hinweis auf das „gute Werk“, wie wichtig ihr der Aspekt ist, etwas für andere zu tun. Im zweiten Zitat beginnt die Frau ihren Satz mit „Ich bin“. Ohne dass sie ihn zu Ende führt, scheint sie damit sagen zu wollen, dass sie jemand ist, der typischerweise etwas tut oder für etwas steht. Was das ist, wird am Ende des Zitats deutlich: jemand, der einfach helfen muss, wenn er andere in Schwierigkeiten sieht. Zusätzlich entlastet sie damit das Pflegepersonal. Die Bedürfnisse anderer Menschen wahrzunehmen und zu berücksichtigen, gilt als typisch weibliches Handeln und kann sowohl im Tun selbst als auch im Sprechen darüber als Ausdruck eben dieses typisch Weiblichen gelesen werden.

Die oben zitierte Frau begründet ihr Helfen auch mit der dadurch bewirkten Entlastung für die Pflegekräfte – ein häufig genanntes Motiv, das zugleich auf ein Narrativ verweist, das in nahezu allen Interviews auftaucht: die Überlastung und Zeitknappheit der Pflegekräfte. Damit rechtfertigen die InterviewpartnerInnen viele Vorgänge im Einrichtungsalltag als unabänderlich, obwohl sie sie teils als drastische Einschränkungen erleben, wie z. B. nur einmal wöchentlich zu duschen, nicht zu einer selbstbestimmten Zeit zu essen oder ausreichend Zeit für ein ruhiges Gespräch oder gar Begleitung bei einer individuellen Unternehmung zu bekommen. Dennoch sind die Pflegekräfte für viele die wichtigsten GesprächspartnerInnen. Die Pflegekräfte sind die Brücke in die Welt draußen, geistig fit – aber sie sind zugleich diejenigen, die über vieles die Macht haben und mit denen sich gut zu stellen deshalb wichtig ist. Ein Mann erzählt:

„Hier müssen auch manche immer gewandelt werden. Die brau // schreien, die müssen zur Toilette. Und das nutzen manche vom Personal aus, indem sie ‚Nein‘ sagen – ‚Jetzt nicht!‘ [...] Also ich habe mir schon zweimal in die Hose gemacht. Aufgrund einer solchen Situation.“

(I2k: 459–500)

Ein Hinweis darauf, wie beschämend diese Erfahrung für ihn gewesen sein mag, könnte sein, dass er zuerst von anderen BewohnerInnen spricht, als hätte er das Beschriebene nur beobachtet, bevor er dann eingesteht, selbst schon zweimal betroffen gewesen zu sein. Wie schwer es ist, unter solchen Bedingungen den Mut zu finden, für eigene Interessen einzutreten oder sich gar zu beschweren, ist leicht nachvollziehbar. Vieles hängt davon ab, wie die einzelnen Pflegekräfte und die Beziehungen zu ihnen jeweils gesehen werden. Dabei fällt zunächst auf, dass die Männer bei differenzierten Nachfragen eher Kriterien erwähnen, die auf sich die Stellung in der Hierarchie oder für sie bedeutsame Qualitätsaspekte der Arbeit beziehen:

„Und die eine Person, ich weiß nicht welchen Rang sie hatte, ob sie eine Krankenschwester ist, [...]. Die zählt nicht zum festen Stamm. Die schätze ich sehr, weil sie sehr sorgfältig darauf achtet, dass wir frisches Obst haben.“

(I2k: 668–670)

„Na, die sieht auch immer, was gemacht werden muss. Manche tun sich da ein bisschen schwer. Und die ist auch lustiger wie die anderen manchmal. Aber ansonsten ist da kein großer Unterschied.“

(I2t: 352–354)